Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 69 (1989)

Heft: 5

Artikel: Wirksame Gegner Hitlers : Dietrich von Hildebrand und das Österreich des Jahres 1933 : exemplarische Zeugnisse zum Demokratieproblem

Autor: Stöcklein, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164673

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Paul Stöcklein

Wirksame Gegner Hitlers

Dietrich von Hildebrand und das Österreich des Jahres 1933 — exemplarische Zeugnisse zum Demokratieproblem

Vor mir liegen Texte, teils unbekannte, teils unbeachtet gebliebene, die auf eine vielbesprochene, auch vielgerügte Phase Österreichs ein neues Licht werfen könnten, besonders auf die «dictatura» des Kanzlers Dollfuss, welche mit der Ausschaltung des Parlaments im März 1933 eingeleitet war. Ich gebrauche das lateinische Wort, das mit dem Wort «Diktatur» im heutigen Sprachgebrauch sich kaum wiedergeben lässt, und empfehle, etwa an das Notstandsrezept der römischen Republik zu denken, das auch dem Verfasser der mir vorliegenden Erinnerungen und Erwägungen als ein Grundmuster vorgeschwebt haben mag.

Diesen Verfasser habe ich noch gekannt: den Philosophieprofessor Dietrich von Hildebrand (1889—1977). In meinen Münchner Semestern 1929 und 1930 war's, dass ich ihn gehört und dann in seinem Vaterhaus, dem Haus des Bildhauers, kennenlernte. Ich verdanke ihm mein geistiges — jedenfalls mein philosophisches — Erwachen. Er kam aus der Schule Husserls und Reinachs; Max Scheler hat ihn schon früh angeregt. Später hatte ich das Glück der Freundschaft mit ihm, aber das war schon in Österreich.

Er war nämlich 1933 aus München weggegangen; er war in das geliebte, in das bedrohte Nachbarland nach Wien geflüchtet — wo er schon einmal ein Jahr lang gelebt hatte (1913). Er wollte jetzt Dollfuss helfen. Im Sommer 1933 hatte er sich zu diesem überraschenden Schritt entschlossen.

Damals war Dollfuss der einzige Staatsmann in der Welt, der strikt gegen Hitler war. Hildebrand kannte ihn noch nicht persönlich, sah aber sehr wohl die Affinität. Er wollte nun als Publizist, als ein die Gebildeten Österreichs Ansprechender und Aufklärender, dem Kanzler gegen Hitler helfen. Gewiss dachte er für einen Augenblick auch daran, an einer österreichischen Universität zu lehren — er war ein leidenschaftlicher Lehrer — und nur nebenher politisch zu wirken; das war aber schon deshalb kein Weg, weil Österreichs philosophische Fakultäten, verarmt und verstört, wie das ganze Land, 1933 fest in der Hand grossdeutscher Gruppen waren. Er dachte nun an die Gründung einer eigenen politisch-kulturellen Zeitschrift oder Wochenzeitung. Hier war in Österreich zwar keine Marktlücke, aber eine Geisteslücke festzustellen.

Ein kühnes Vorhaben. Es gelang, obwohl er dafür weder das Geld noch das «Talent» hatte («ich bin kein Schriftsteller», hat er mir einmal gesagt). Nach dem er im Herbst des Jahres Dollfuss besucht hatte, war die Bahn frei: Das gegenseitige Sichverstehen, Sichfinden muss überwältigend gewesen sein; Dollfuss subventionierte die bald darauf gegründete Hildebrandsche Wochenschrift — heute würde man sagen: das «Magazin» — und machte das Blatt zu einem offiziösen Organ. Es hiess (der Titel war vielleicht ein Fehlgriff) *«Der christliche Ständestaat»* und bestand bis zum März 1938.

Das Aktuellste und für österreichische Ohren Ungewohnte war die dort ausgesprochene Überzeugung, die braune Bewegung sei eine ausbreitungswütige geistige Pest, zudem ein Geschwür am deutschen Volkskörper (bildlich gesprochen); vielleicht aus dumpfem Gottes- und Menschenhass hervorgegangen, sei die Bewegung die verstellungskundigste, grössenwahnsinnigste Bestialität, welche je die Welt gesehen. Das offiziöse Blatt schrieb eben, was der Kanzler Dollfuss dachte und, da Kanzler, nicht sagen konnte. Auch war Dollfuss gar kein gewandter Formulierer, sowie auch kein homo theoreticus; also war ihm diese Ergänzung höchst willkommen.

Hildebrand sammelte allmählich glänzende Geister als «Beiträger» seines Blattes: Joseph Roth, Victor E. Frankl (der spätere Logotherapeut), Egon Wellesz, Ernst Krenek (der Komponist — welch funkelnden Nachruf auf Karl Kraus schrieb er hier 1936!), Willi Reich, Alfred Missong, Ernst Karl Winter, Walter Mehring. Hildebrand selbst schrieb anfangs in jedem Heft, oft umfangreiche Abhandlungen hochintellektuellen Zuschnitts. Hitler hat diese Zeitschrift so sehr gehasst, dass er dem Kanzler Schuschnigg im Februar 1938 auf dem Obersalzberg, wo es doch Wichtigeres zu sagen und zu brüllen gab, Hildebrand als einen der grössten Schädlinge nannte.

Ich werde aus dieser Zeitschrift zitieren, desgleichen aus den noch unveröffentlichten «Erinnerungen» Hildebrands[1]. Doch notwendig scheint mir, zuerst der Persönlichkeit dieses ungewöhnlichen Herausgebers zu gedenken und auch die politische Landschaft in Erinnerung zu rufen. Am besten, ich erzähle, wie ich ihn in Wien wiedergetroffen habe.

Ein ungewöhnlicher Publizist

1933 konnte ich ihm nicht folgen. Erst 1936 sah ich ihn wieder — als die «Sperre» endlich aufgehoben war, diese raffinierte Tausendmarksperre, die nicht nur Österreichs «Fremdenindustrie», sondern auch die geistige Zirkulation lahmlegte. Vier schwere Emigrationsjahre lagen hinter ihm, aber er erschien mir noch humorvoller als in alten Tagen. Wenn er von einer Veranstaltung heimkam, bei der er angepöbelt worden war — es war

ja ein fieberndes, ein irrational reagierendes Land —, dann machte er uns sofort Mienen, Tonfälle, Gesten der Beleidiger belustigt nach. Vom Polizeischutz, den er, attentatsgefährdet wie er war, eine Zeitlang um sich hatte, empfing er mehr humoristische Anregungen. Er liess sich keinen Finger breit von seinem Weg abdrängen, durch keine Drohung ablenken — obwohl ihm physische Angst gar nicht fremd war. Er empfand offenbar seinen Weg als gottgewollt; er sagte es nicht, Diskretion gehörte zu seiner Natur. Aber keiner, der ihn kannte, hat an der Motivation, die im Glauben lag, gezweifelt. Er kämpfte, aber er war kein «Kämpfer».

Wenn er mimisch spielte, gaben die schnellen, wohlgelaunten Blicke der braunen Augen, geistesgegenwärtig die Umgebung musternd, zu erkennen, dass er ohne Arg war; es kam ihm nicht auf Spott an; er strahlte Glück aus. Der vitale Ausdruck war mit dem geistigen eins. *The whole man must move together,* hat man früher gesagt. Früher: Er erschien mit seinem Mut zum Glück, mit dem natürlichen Feuer seiner Überzeugung wie ein aus kräftigeren, aus besonnteren Zeiten plötzlich zu uns herabgestiegener Gast; die etwas korpulente Figur, die schnellen, lebensvollen Bewegungen, sie schienen wie aus längst verklungenem, aus barockem Wohlbehagen herüberzugrüssen.

Wer so impulsiv lebt, wer so geradherzig sich öffnet, gewinnt Freunde. So gewann er seine glänzenden Mitarbeiter, seine «Beiträger». Allzu «verbindliche» Österreicher freilich empfanden das Feuer seiner Überzeugung als «unösterreichisch», wohl auch «ungraziös»; sie mussten allerdings, wenn sie ihm persönlich begegneten, meist zugeben, dass er «der freundlichste Professor von der Welt» sei, wie ich es wirklich mit diesen Worten gehört habe. Diese Feststellung traf zu, vielleicht zu ihrer Überraschung.

Es gibt noch eine ganz andere Komponente seines Wirkens. Er war schon immer wetterfühlig im übertragenen Sinne gewesen, politisch wettervorempfindlich; d. h. Gefahren von morgen meldeten sich schon heute in seinem Sensorium, er hatte z. B. einen sechsten Sinn für heraufdämmernde Diktaturen; er war besonders dann witterungsfähig, wenn es sich um aufkommende weltanschauliche Bewegungen handelte. *«Und ich sage Ihnen, die Nazi sind die reinsten Tiere»,* sagte er 1924 in München zu seinem Doktoranden Paul Wolff (der es berichtet hat in: *«Christliche Weltdeutung — Salzburger Hochschulwochen»,* hrsg. von Paulus Gordan, 1981). Die Nazis hatten den Gegner schon 1933 auf ihre *«schwarze Liste»* gesetzt. Fast fünfzig Jahre später, auf einem ganz anderen Gebiet, sichtete er wieder eine versteckt lauernde Gefahr, er sah *«das Trojanische Pferd in der Stadt Gottes»,* das Buch dieses Titels, 1967 englisch, 1968 deutsch, prophezeite die heimliche Aushöhlung des christlichen Glaubens in Europa ebenso wie in Amerika, wo er seit 1941 Philosophie lehrte. Ich habe übrigens jene politischen Voraussagen, die er 1933—1938 veröffentlichte,

Voraussagen, die alle später eingetroffen sind, kürzlich gesammelt (Internationale katholische Zeitschrift 1987) unter dem Titel: *«Zeitige Aufklärung über Hitler»*. — Man kann sagen: Er war intuitiv, und muss sofort eine Einschränkung machen. Wenn er auch ein Vorauskenner der Gefahren war, so war er doch im Alltagsleben nicht gerade ein guter Menschenkenner, kein schneller Menschenkenner. Da kam ihm sein Herz immer wieder dazwischen; auch sein stürmisch ritterliches, bejahungsfreudiges Temperament erschwerte ihm die Urteilsbildung. Er war kein Meister des scharfäugigen Umblicks im täglichen Leben. Er kannte diese seine Schwäche, diese seine Ungeduld — ohne sie ganz bändigen zu können; er gesteht's in den «Erinnerungen». Sie war natürlich ein Handicap für einen Herausgeber, einen Publizisten. Glücklicherweise waren an der Steuerung der Zeitschrift und am Beraterkreis auch sehr kühle Köpfe beteiligt, wie der geniale Gottfried Kunwald, die mit den Pannen schnell fertig wurden. Dass die Zeitschrift dennoch auflagenschwach dahinlebte, kam von der «Lage».

Die Lage

Blicken wir zurück! Frühjahr 1933. Im «Reich» sind die ersten Erfolge des «Führers» festzustellen. Das Ausland beginnt das Neue zu akzeptieren, der rührige Mann werde auch die harte Nuss der Arbeitslosigkeit mutig zu knacken versuchen. Das kleine, von Arbeitslosen wimmelnde, fiebernde Bruderland, es wird wohl nicht lange unbeeindruckt bleiben. Ich erinnere mich aus diesem österreichischen Frühjahr: Die Gesichter waren faltenreicher als bei uns; die Stimmung der Österreicher war grau, aber «drüben» glaubten sie den blauen Himmel wolkenlos ausgespannt. Etwaige Bedenken wurden zerstreut dank den österreichischen Akademikern, welche, «weitblickend» wie sie waren, weithin blickten: «Hitler wird vergehen. Das Reich wird bestehen.»

«Tirol ist unser», trompetete der *«Völkische Beobachter»* in München am 25. April, als Gemeinderatswahlen in Innsbruck ergeben hatten: 41 Prozent für die Braunen. In der Tat, sie waren «im Kommen», wie man heute sagen würde; aber Voraussagen waren dennoch schwer zu machen. Die Regierung allerdings scheint schon im Februar gesehen zu haben, was man vielleicht folgendermassen beschreiben könnte: «In wenigen Jahren, wer weiss, in wenigen Monaten schon, da werden ganz legal sich die Braunen der Macht nähern. Es geht wie in Deutschland. Was tun?» Heute wissen wir: Die Erfolgskurve Hitlers, innen- wie aussenpolitisch, war zwischen 1933 und 1937 mirakulös, der Beifall weltweit. Da war eine magnetische Potenz an der Grenze entstanden, die alle österreichischen Magnetnadeln in Unordnung gebracht und die Parlamentsmehrheiten verändert hätte —

wenn es noch ein Parlament gegeben hätte. Das Land war psychisch labil; Reichs- und Anschlussgedanken waren lebhaft wirksam. Kurz, die legale Machteroberung, sie wäre bei laufendem parlamentarischem Betrieb kaum aufzuhalten gewesen. Das ahnte offenbar die Regierung. In diesem Vorfrühling 1933 hat mir ein Wiener Gymnasiallehrer trocken gesagt: Hitler ante portas.

Nun geschah es: Die Republik Österreich tat plötzlich, was die römische Republik getan, als Hannibal ante portas stand. Sie ging zu einer Herrschaftsform über, die mit dem lateinischen Begriff dictatura einigermassen zu bezeichnen wäre.

Die Folge: Österreich blieb verschont, fünf Jahre lang. Deutschland hat fast doppelt so lang gelitten: das Verhältnis der Jahre ist zwölf zu sieben. Und noch etwas: Als es kein Parlament mehr gab, war der braunen Bewegung der legale Weg verlegt. Der «Führer» musste jetzt sein gediegen-staatsfrommes Mienenspiel aufgeben, er war gezwungen, der Welt sein Gesicht zu zeigen: das Mördergesicht, so im Juli 1934, das Erpressergesicht, so im Februar 1938. Jetzt wusste die Welt, woran sie war. Sie erfuhr es dank Österreich; sie hätte es nie so bald erfahren, wenn das parlamentarische System dort weitergelaufen wäre und den «Führer» legal an die Macht gespült hätte — der es nie vergass, dass ihm da einer den Weg verlegt hatte, dieser «Winzling», dieser pfäffische Dollfuss, dessen Mörder er alsbald ehrte, nachdem er einmarschiert war.

Einzelheiten der «dictatura»: Das Parlament wurde «geschlossen», wie man damals mit einem hübschen österreichischen Euphemismus sagte; eine neue Verfassung wurde geplant. Von Volksabstimmungen in absehbarer Zeit war meines Wissens zunächst kaum die Rede. Es gab z. B. ein sogenanntes Aufmarschverbot. In den nächsten Monaten wurde die terroristische nationalsozialistische Partei, mit Recht, verboten. (Doch ausser dem Verbot radikaler brauner Hetzereien gab es 1933 kaum eine nennenswerte Zensur.) Damit war natürlich auch das Wahlsystem teilweise ausgehöhlt — ohne dass eine andere Lösung zunächst denkbar schien. Dollfuss sprach von Befristung in der Weise, wie etwa die römische Republik den Befristungsbegriff hatte. Natürlich tat man sich angesichts der weltfremden Verfassung Österreichs rechtlich viel schwerer als in der brillanten römischen Republik. In Hildebrands Wochenzeitung wurden immer wieder Anspielungen auf die römische Republik gemacht; da hatte man wohl auch an die österreichischen Akademiker gedacht, die schon aus ihrer Gymnasialzeit das Grundmuster der römischen Republik im Hinterkopf hatten. Hier muss ich's bei so knapper Kennzeichnung der «Diktatur» bewenden lassen.

Als sie errichtet wurde, war es nicht einfach, den Sinn zu erkennen. Der Hauptgrund: Die Verstellungskunst Hitlers. Da stand er plötzlich auf der

«Bühne», weit hinausgewachsen über den Autor von *«Mein Kampf»*, friedentönend; da stand er mit beiden Beinen «auf dem Boden des positiven Christentums» (siehe Parteiprogramm), konkordatsfreudiger als jeder Kanzler. Heute ist die Lügenkunst durchsichtig. Er sagte z. B. zu Goebbels (22. 2. 1937, 28. 12. 1939): die Kirchen «erledige» man am besten, «wenn man sich selbst als Christ ausgibt»; «Christentum» heisse «die Parole zur Vernichtung der Pfaffen». Schon 1933 operierte er allerwege mit solcher Technik. Auch in seiner infamen Judenpolitik. Glückliche Römer, die nur einen Hannibal und nicht ein Genie der Lüge zum Gegner hatten!

Demokratiediskussion

Zu den Texten! In der ersten Abhandlung, die er überhaupt für seine Wochenzeitung schrieb, es war im Dezember 1933, hat Hildebrand verblüffende Anspielungen eingeflochten: parlamentsfreundliche Hinweise auf die ganze Würde, welche im Akt des Wählens liege — welches doch soeben «abgeschafft» schien. Und wir haben manche Anhaltspunkte, dass dies dem Bundeskanzler recht war. Der Passus, den ich hier auswähle, ist zwar kurz, enthält aber in nuce die Hauptgedanken der ganzen Abhandlung, welche «Autorität und Führertum» heisst, wobei dem selbsternannten politischen Führertum ein dubioser Charakter zugesprochen und jegliche Legitimation, jegliche Berechtigung selbst bei grösstem Erfolg abgesprochen wird, sicher nicht zur Freude des damaligen italienischen Führertums. Den Kontrast bildet die «Autorität», welches Wort Hildebrand, der 1889 geboren ist, immer altmodisch gebraucht; die Bedeutung «Legitimation» ist da mitinbegriffen. Er beginnt übrigens den Passus, pädagogisch nicht ungeschickt (spricht er doch zu Österreichern), mit einem Blick auf manche kirchliche Einrichtungen, auf die ganze Würde, die dort dem Wählen zukommt. Noch eine terminologische Vorbemerkung: Es begegnet das Wort «Diktatur» — das aber durch das benachbarte «vorübergehend» entgiftet wird — ein Zugeständnis Hildebrands an die damalige politische Alltagssprache. Es heisst:

«Der Abt wird vom Konvent gewählt . . . selbst *die* autoritative Instanz, die unvergleichlich mehr Autorität ist als alle anderen, theoretische und praktische Autorität mit einem unvergleichlich grösseren und tiefgehenderen Kompetenzbereich als alle anderen . . . der Papst, er wird von den Kardinälen gewählt und wurde in den ersten christlichen Jahrhunderten sogar von dem römischen Volke gewählt . . . Diktaturen können vorübergehend notwendig und gottgewollt sein. Aber die Diktatur braucht an sich um kein Haar mehr von der echten Autorität zu enthalten wie die überspitzteste Demokratie. Die Tatsache, dass ein Mann oder eine Partei diktatorisch vorgeht und alle Selbstverwaltung und Volksvertretung ausschaltet, verleiht seinem Auftreten kein Haar mehr echte Autorität als dem doktrinärsten Parlamentarismus.»

Nicht der Qualität einer Persönlichkeit, so meint also Hildebrand im Gegensatz zur personenkultfreundlichen Zeitstimmung, verdanke sich legitime Autorität im Staat, sondern nur den durch die jeweilige Verfassung vorgeschriebenen Wegen, wozu am Rande auch die Notstandsregelung gehöre. Dass auf diesen Wegen möglichst geeignete Persönlichkeiten in Staat und Verwaltung ans Ruder kommen mögen, ist ein selbstverständlicher Wunsch — der aber nicht das Verfassungsdenken schmälern darf. Hier liegt die Spitze gegen brachial selbsthelferisch denkende Heimwehrführer, die Dollfuss noch nicht ausgeschaltet hatte, um sie nicht den Nazis in die Arme zu treiben, Leute, denen Hildebrand später Mitschuld an der «Februarkatastrophe» zusprach, so in seinen «Erinnerungen»; er charakterisiert sie dort schlichtweg als «condottierehaft» — in seiner Terminologie ein sehr negatives Urteil. Ein Beispiel aus der Literaturgeschichte ist uns geläufig: die arrogante Durchsuchung von Stefan Zweigs Haus, die den Dichter 1934 endgültig in die Fremde trieb.

«Notstand» war naturgemäss ein Dauerthema der Zeitschrift, ein Thema, das in den folgenden Jahren eher noch an Gewicht gewann, weil die Österreicher, von so vielen Sorgen geschüttelt, die äussere und innere Bedrohung allmählich bagatellisieren wollten. Es ist ja immer so: Wenn eine Bedrohung jahrelang dauert, hat man «sich daran gewöhnt», und so hielten viele Österreicher den im Westen sich öffnenden Wolfsrachen mehr für ein Märchen; «wir Österreicher werden den Nationalsozialismus, wenn er kommt, schon taufen», so sagten manche wohlgemute Würdenträger der Kirche, die einen naiv, die anderen, wie Hudal, opportunistisch.

Daher das Dauerthema. Ein Detail aus dem Jahr 1937 will ich einschalten, obwohl es mein Thema etwas überschreitet. Das Grossartige war, dass die Zeitschrift auch von jenem Notstand, von jener Bedrohung, ja Verletzung aller Menschenrechte sprach, welche der deutsche Bürger, der deutsche «Bruder», wie man damals gern sagte, unter der braunen Tyrannis erleiden musste. «Widerstandsrecht» hiess im April 1937 ein Diskussionsthema in der Zeitschrift. Natürlich philosophisch allgemein! (Denn schon war das «Abkommen» geschlossen, der von Hitler im Abkommen konstruierte Maulkorb bereitliegend.) Ein Diskussionsbeitrag, aus der Feder eines Jesuiten, wunderbar mutig, warf sogar das alte Thema «Tyrannenmord» auf und befürwortete mit philosophisch-unschuldiger Miene die Erlaubtheit unter bestimmten Notstandsbedingungen, nämlich, so steht es da am 18. April 1937, wenn «die Tyrannei des staatlichen Machthabers gewohnheitsmässig alles Mass überschreitet und einen Zustand herbeiführt, der für die Untertanen völlig unerträglich wird und in eine systematische Zerstörung der öffentlichen Wohlfahrt ausartet». Sapienti sat.

Ich kehre zu Hildebrands Abhandlung vom Dezember 1933 «Autorität und Führertum» zurück. Im Februar 1933, also zehn Monate vorher, hatte Starhemberg auf einem Generalappell des Heimatschutzes im Konzerthaus beifallsumtost gerufen, man solle endlich das Parlament zum Teufel jagen, «die Diktatur muss her!» Neben solcher Parlamentsverachtung gab es seit Jahren aber auch eine vornehm melancholische Demokratiemüdigkeit, die wie ein schwüler Lufthauch über ganz Europa hinstrich; sie war genau so gefährlich. Man lächelte über die mechanische Stimmenzählerei und korruptible Kompromisslerei in den Parlamenten: das seien doch starre, untergangsreife Formen. Diese Stimmung war so stark, dass sie um 1930 sogar einen liberalen Schriftsteller wie Emil Ludwig gründlich infiziert hatte, der plötzlich die starke Hand zu preisen begann und ein Buch zu Ehren des Faschismus Mussolinis schrieb. «Echte, gewachsene Autoritäten», wie man sie in sogenannten «Persönlichkeiten» oder Führernaturen zu sehen wähnte, sah man als substanzvoller, als legitimer an als blosse Parlamentsbeschlüsse. Selbst Karl Barth sprach ähnlich. Ich sah 1936 einen Film mit Brigitte Horney und Willy Birgel — sie waren glänzend — er hiess: *«Der Gouverneur»* und lief sicher auch in den Nachbarländern Deutschlands. Gezeigt wird, wie ein krankes Staatswesen, irgendwo, vielleicht auf dem Balkan, nur durch einen Diktator zu heilen sei; es handelt sich um einen äusserlich hochkultivierten, das Parlament zur Seite schiebenden, kühn zur Macht vorstossenden und sie für immer behaltenden Despoten; so ein «Gouverneur» könne Befristung oder Hineinreden ebensowenig dulden, wie solches ein heilender Arzt bei einer Operation dulden werde. Es wird nicht gesagt; aber gezeigt! Der Film war die vollendet verführerische Gestaltung einer bei hoch und niedrig verbreiteten Zeitstimmung, die die Macht einer Weltanschauung annehmen konnte. Alle diese Phänomene hielt Hildebrand für unerträglich gefährlich, er hielt sie für Vorspiel der totalitären Bewegungen, mit denen natürlich das Wollen des Kanzlers Dollfuss auch nicht in die leiseste Berührung gebracht werden durfte. (Nebenbei bemerkt: Wahlmüdigkeit, Parlamentsverdrossenheit usw., das alles gibt es immer von Zeit zu Zeit in den Demokratien; wenn es aber so leidenschaftlich auftritt wie im beifallserfüllten Wiener Konzerthaus, kann es sicher gefährlich werden. Ich lese gerade Rolf Hochhuths Bericht über die Beifallsstürme bei der «Heldenplatz»-Uraufführung im Burgtheater 1988; Hochhuth erzählt geradezu begeistert von dem «nicht endenden Beifall, mit dem hier das Premierenpublikum im Burgtheater Bernhards Beschimpfungen der Demokratie quittiert». [Ich weiss nicht, ob das stimmt; man müsste dort gewesen sein.] Damit man nicht glaube, es würden einfach Parlamentarier beschimpft wie gang und gäbe, wird Hochhuth ganz deutlich, ganz persönlich: Er selbst verneint ausdrücklich die Demokratie, sie sei eine «heute nur noch anwidernd-korrupte Existenz-

form», er selbst wendet sich leidenschaftlich gegen die «parlamentarische Demokratie als Staatsform». Sein Bericht steht in der weitverbreiteten «Welt am Sonntag» vom 6. November 1988.)

Einschlägiges aus Hildebrands «Erinnerungen»

Nun zu Hildebrands «Erinnerungen» — Erinnerungen, die das oben gegebene Zitat von der Würde des Wählens erläutern können. Er hat über die Notstandsmassnahmen mit Bundespräsident Miklas gesprochen, und zwar gerade im Dezember 1933. Wenn ich diesen Passus jetzt zitiere, werde ich eine zweite Stelle aus den «Erinnerungen» anhängen, die fast denselben Zeitraum beschwört. Zuvor eine kurze Überlegung: Wie sind Hildebrands «Erinnerungen» als Quelle einzuschätzen?

Er hat sie nicht für die Öffentlichkeit bestimmt; sie sind eigentlich vom Siebzigjährigen nur für seine Frau geschrieben worden. Er hat lediglich erlaubt, ja gelegentlich gewünscht (so im Gespräch mit mir), dass einige politisch oder philosophisch relevante Partien daraus veröffentlicht werden möchten. Es ist ein höchst ungeniertes, impulsivst fort und fort erzählendes, stilistisch flüchtiges Werk, das schon auf Grund dieser Züge willkommener sein könnte als ein ausgefeiltes Buch. Es fehlen die bekannten apologetischen Züge, wie sie so vielen Autobiographien eigen sind; er verschweigt keine seiner Schwächen, er beschreibt ausführlich manchen begangenen Fehler, so z. B. dass er dem Bundespräsidenten, in der Audienz nach Dollfuss' Tod, Schuschnigg als Nachfolger empfohlen habe. — Ich möchte den Quellenwert positiv einschätzen, auch weil das Werk von einem in die Politik verschlagenen *vir vere philosophus* geschrieben ist, dem also die bekannte Betriebsblindheit des Nur-Politikers abgeht. Entstehung und Bestimmung des Werks bringen auch Nachteile mit sich. So könnte den Leser die terminologische Sorglosigkeit stören. Da ist z. B. im kommenden Zitat zu lesen, dass «man die demokratische Basis habe verlassen müssen». Das ist ein Zeitungsausdruck von damals, von 1933; er wurde von Hildebrand verwendet, um der schnellen Verständigung willen. In Wirklichkeit glaubten die Regierenden, dass nur partiell, nur temporär — nicht prinzipiell — jene Basis verlassen sei, eben im Notstand; über die Regierenden hinaus bestand übrigens ein gewisser Konsens: In dem offiziösen Angebot der Sozialdemokratie von Mitte Januar 1934 heisst es: «Die Sozialdemokratie ... gibt sich keiner Täuschung darüber hin, dass die Rückkehr zu den normalen parlamentarischen Verhältnissen derzeit nicht möglich ist und dass die Regierung in einer Zeit ausserordentlicher Bedrohung des Staates ausserordentlicher Vollmachten bedarf.» — In dem kommenden Zitat fällt der Name Domanig; wer war Gottfried Domanig?

Antwort: ein langjähriger enger Freund von Dollfuss; er hat um die Jahreswende 1933/1934 auch mit Hildebrand und dessen Familie freundschaftliche Beziehungen aufgenommen; er kam übrigens aus dem Wirtschaftsleben und ist Direktor der Wiener Schlafwagengesellschaft gewesen. (Ich bedauere, ihn nicht kennengelernt zu haben; von gemeinsamen Bekannten ist er mir als ein klarer, heller Charakter geschildert worden.) Ich führe im folgenden den von Domanig handelnden Passus noch über mein engeres Thema hinaus, ich werde die im Manuskript sich anschliessenden Sätze noch dazu zitieren. Sie sind nämlich für die Verworrenheit, den Irrationalismus jener Zeit bezeichnend. Nun die beiden Berichte:

«Ich vergass, von einem wichtigen Besuch zu erzählen . . . nämlich meiner Audienz bei dem Bundespräsidenten Dr. Miklas. Er empfing mich mit grosser Freundlichkeit und begann eine längere Rede zu halten. Er war ein eher kleiner und untersetzter Mann und machte mehr den Eindruck des Direktors eines Gymnasiums als eines Präsidenten . . . Aber er hatte auch etwas sehr Sympathisches. Er machte den Eindruck eines ungeheuer sittlich ernsten und frommen Mannes, zugleich hatte er auch eine grosse Schlichtheit und Prätentionslosigkeit. Er war sehr beunruhigt über den Bruch der parlamentarischen Verfassung, alles, was nicht ganz rechtlich war, ging ihm gegen den Strich. Er sah wohl die Notwendigkeit des Schrittes von Dollfuss ein, und hatte auch eine grosse Achtung für Dollfuss, aber er war sehr unglücklich, dass es unumgänglich notwendig war, die demokratische Basis zu verlassen. Auch Dollfuss war ja an sich ein überzeugter Demokrat und er sagte damals zu Domanig, als dieser ihm sagte, er müsse das Parlament schliessen: ‹Was, ich — ein überzeugter Demokrat — soll den Diktator spielen?› Aber jetzt war Dollfuss viel zu sehr von seiner grossen Aufgabe erfüllt, Österreich vor dem Nationalsozialismus zu retten, und er wünschte auch eine Demokratie vorzubereiten auf ständischer Grundlage — im Sinne von Quadragesimo anno. Ich sage Demokratie — wenn man das Wort im Sinne der antitotalitären Freiheit der Einzelperson nimmt sowie der organischen Beteiligung aller an der res publica. Miklas war ein Mann aus der alten Tradition der parlamentarischen Regierung.»

«Die Beziehung zu Domanig wurde immer herzlicher, und er kam manchmal auf einen Sprung zu uns. . . . Domanig erzählte mir damals von einer Äusserung von Dollfuss, die für ihn ungeheuer charakteristisch war. Dollfuss sprach von seiner zunehmenden Schwerhörigkeit. Er sagte: Ich hoffe aber, das Gehör wird noch für zwei Jahre reichen, denn ich will ja zurücktreten, sobald es uns gelungen, Österreichs unabhängige Zukunft zu sichern, sobald die Bedrohung durch den Nationalsozialismus abgewandt ist. Diese Äusserung war sehr typisch für Dollfuss, für die völlige Abwesenheit von Ehrgeiz in ihm. Er blieb Kanzler, weil er es für seine gottgegebene Mission hielt — ohne irgendwie es aus Ehrgeiz zu suchen —, eine bei begabten Staatsmännern sehr seltene Eigenschaft. — Domanig erzählte mir auch, wie er mit Dollfuss in der Eisenbahn fuhr und sie in einer Station so hielten, dass ein anderer Zug neben dem ihrigen stand und man in diesen hineinsehen konnte. Ein Mann sass im Coupé des anderen Zuges und schaute auf Dollfuss mit einem solchen Ausdruck des Hasses, dass Dolfuss und Domanig tief erschüttert waren. Wie konnte man Dollfuss hassen . . .? Aber Domanig sagte, der Ausdruck des Gesichtes war so, dass man glaubte, in eine Hölle des Hasses zu sehen.»

Es gibt die dringliche Frage: «Welchen Stellenwert haben die gehörten Kanzlerworte?» Setzen wir einmal voraus, sie seien einigermassen treu wiedergegeben — was ich durchaus glaube, übrigens gibt es nahezu Parallelstellen in Gesprächsaufzeichnungen anderer Partner, so Winter. Man kann weiter fragen: «Wie wörtlich oder nicht-wörtlich sind die Kanzler-

worte zu nehmen? Hat Hildebrand das Bild, diese Skizze von Dollfuss' Haltung nicht doch mit zu weichem Stift gezeichnet?» Alles Fragen, die ich nicht wirklich beantworten kann. Das Wort hat der Historiker.

Erläuterungen

Hildebrands Begriff der Demokratie: Er meint mit «Demokratie» meist das demokratische Verfahren und unterscheidet schon 1933 scharf zwischen «praktischer Demokratie» und «weltanschaulicher Demokratie». Er versteht unter letzterem eine Art allgemeiner Heilslehre, also etwas Gefährliches, etwas Alleinseligmachendes. Die «praktische Demokratie» dagegen finde sich, so meint er, in einer Vielzahl von Verfassungen und Staatsformen; auf vielfältige Weise kann die oben genannte «organische» Beteiligung eines jeden Bürgers «an der res publica» verwirklicht sein, so kann z. B. ein Staatsoberhaupt in Hildebrands Augen auf die verschiedenste Weise gewählt werden, etwa auch durch «Stände». Auch in der Monarchie, die er als konstitutionelle natürlich versteht, sieht er die «praktisch-demokratische» Komponente als gegeben an. Unerlässlich erscheint ihm in jedem legitimen Staatswesen die «antitotalitäre Freiheit der Einzelperson», siehe oben! Er gebraucht übrigens das Wort «organisch» altmodisch, etwa im Sinne Goethes, keinesfalls im Sinne der Schule Othmar Spanns, die von Hildebrands Zeitschrift inbrünstig bekämpft wurde.

Einer Erläuterung bedarf auch das Bild des hasserfüllten Unbekannten, unbekannter Herkunft. Es war nicht die einzige Nah-Begegnung mit dem Hass. Einmal, nach einer ähnlichen Begegnung, hat Dollfuss zu Domanig gesagt: «Ich weiche solchen Blicken nie aus.» In der Eisenbahnszene zeigt sich konzentriert die seelische Verfassung bestimmter Kreise; sie war in verschiedenen Lagern beheimatet, am häufigsten bei den Nazis. Dollfuss' Persönlichkeit war wie dazu geschaffen, die Pfeile des Hasses — wie der Neigung — auf sich zu ziehen. Es kam noch dazu, dass die Luft, in der wir damals lebten, von einem Gewirr solcher Pfeile erfüllt war: Antisemitische, antiklerikale, antisozialistische Geschosse, um nur einige Sorten zu nennen, sie alle suchten Opfer, wechselten aber auch manchmal ihre Ziele. Man «personalisierte», wie man sagen würde, und war eben «emotional». Dollfuss musste dabei oft für seine Mitarbeiter den Kopf hinhalten.

Eine Besonderheit dieses Hasses. Den für Hildebrand so schwer begreiflichen Hass, den Dollfuss auf sich zog, und zwar merkwürdigerweise schon im Jahr seiner Erfolge, seiner frischen Popularität (1933), diesen irrational flackernden Hass hat Joseph Roth manchmal treffend beschrieben und dabei folgendes Phänomen berührt: Hass kann sich «verschieben», um Freuds Formulierung zu gebrauchen. Da wird z. B. der

Davidstern bespuckt, weil man unbewusst das Kreuz hasst — das man, als guter Christ, nicht bespucken wird; da werden Politiker wie Seipel und Dollfuss politisch angegriffen, weil man in Wirklichkeit den «Pfaffen», wie man wähnt, in ihnen hasst. Es geht dann im Oktober 1938 bis zum konsequent Absurden: «Innitzer und Jud: Eine Brut» (so ein typisches Transparent). Um zur Eisenbahnszene zurückzukehren: Wir wissen zwar nicht, aus welchen Gründen der durch das Fenster Starrende hasst, aber wir verstehen, dass das hintersinnige, das treffende Wort, das Domanig benützt, auch ein Zeitphänomen berührt: «in eine Hölle des Hasses zu sehen».

Auch Hildebrand hat die genannte «Verschiebung» bemerkt. Er hat sie an Erscheinungen des damaligen österreichischen Antisemitismus exemplifiziert — was hier eingeschaltet sei. In seiner Zeitschrift hat er am 26. April 1936 festgestellt, «dass die Anführer im Kampf gegen die Juden meist abgefallene Katholiken sind, bei denen der Kampf gegen Juda nur allzubald in einen Kampf gegen Rom umschlägt.» (Die Ausdrücke «gegen Juda», «gegen Rom» sind natürlich sprachliche Parodie.) Roth und Freud sahen es ähnlich. Das heisst: Das zwanzigste Jahrhundert, das man allerdings schon mit Schönerer beginnen lassen kann, unterscheidet sich hier wesentlich vom neunzehnten.

Nun leben aber Reste der alten Jahrhunderte auch in der Dollfuss-Schuschnigg-Zeit unter dem «christlich-sozialen» Dach weiter, ja sie werden durch braune Anregungen revitalisiert. Hildebrand gibt auch dafür ein Beispiel in seinen «Erinnerungen».

Ein regsamer jüngerer Kaplan in Wien, jüdischer Abstammung, gründete zusammen mit Hildebrand ein Vortragswerk zur Annäherung von Juden und Christen. Starker Zustrom. Gründung einer Zeitschrift mit diesem Thema. Es gab Konversionen, so die des Musikwissenschaftlers Willi Reich, eines Freundes Ernst Kreneks, Alban Bergs und Arnold Schönbergs. Als Hildebrand 1937 einmal in einen kleinen Kreis beharrungsfreudiger katholischer Adliger eingeladen war, begegnete er dort, nun Hildebrands Worte: einem «jungen Adligen, der mich wegen meines Vortrags über Israel und das Abendland angriff. Er hatte nur in der Zeitung davon gelesen. ‹Wie können Sie befürworten, dass diese grauenvolle Judengesellschaft in die Kirche aufgenommen wird! Seien wir froh, dass sie nicht in der Kirche sind!› Ich antwortete ihm: ‹Wenn Sie das als Argument anführen, dass man die Bekehrung unsympathischer Menschen nicht wünschen dürfe, dann müssten sie konsequenterweise auch wünschen, dass keine Preussen zur Kirche gehören.› Aber abgesehen von diesem furchtbaren Argument sagte ich zu ihm: ‹Wie können Sie über die Juden ein so globales Urteil fällen! Hebbel sagte so richtig: Der Jude ist nicht besser und nicht schlechter als der Mensch. Die edelsten Menschen, die ich in meinem Leben kennenlernte, waren Juden.› Es war eine heftige Diskus-

sion, die nur wieder zeigte, wie ahnungslos auch solche Menschen waren — und wie vergiftet vom Nazibazillus — die an sich nichts mit den Nazi zu tun haben wollten.»

Tragisches Nachspiel

Mein Thema war auf das Jahr 1933 bezogen. Von der späteren Zeit, besonders von der fast vier Jahre währenden Ära Schuschnigg, welche Mitte 1934 begann, möchte ich zum Schluss, vielleicht etwas subjektiv, nur sagen, dass ich die Ära Schuschnigg kaum als eine Fortsetzung empfunden habe, vielmehr als etwas fahl Erstarrendes, als einen Orientierungsverfall. Und die «Demokratie»? Dazu eine Geschichte.

Vor ein paar Jahren geriet ich in eine Gesprächsrunde älterer Österreicher, die an einem schönen Sommerabend Themen aus Vergangenheit und Gegenwart zwanglos besprachen. Ein zurückhaltender Siebzigjähriger war unter ihnen; er hatte Schuschnigg und Hildebrand noch persönlich gekannt. Als das Gepräch die «Ausschaltung» demokratischer Einrichtungen, zunächst wohl auch der Volksabstimmung, berührte, traf ihn das Wort «Volksabstimmung» elektrisierend: «Nicht 1938! Schon 1934! Da hätte Schuschnigg, etwa im Frühherbst nach Dollfuss' Tod, nach der endgültigen Erledigung des Putschversuchs, da hätte er eine Volksabstimmung ansetzen sollen. Er hätte sie glänzend gewonnen, er hätte spielend einen enormen Vorteil, einen aussen- und innenpolitischen Riesenvorteil, erobert. Warum hat er es nicht getan?»

Als ich später Hildebrand genauer las, sah ich, wie vollkommen dieser Gedanke, obwohl von ihm nie direkt geäussert, in seine Gedankenwelt gepasst hätte. Aber Schuschnigg war anders. Sein Herz schlug damals nicht so lebhaft für das Anrecht jedes Bürgers auf «organische Beteiligung» an der «res publica». Er kam erst in letzter Minute auf den Gedanken der Volksabstimmung 1938. Er hielt wohl immer die Hülle des Erbes fest, nicht dessen Kern; nicht die zarte Lebensflamme im Innern des Erbes nährte er, das er für ein starr bewahrbares Besitztum hielt. Im Vorfeld einer Volksbefragung 1934 — was hätte er da nicht alles tun müssen: herzhaft bekennen, dass er als Justizminister wohl auch Fehler gemacht, er hätte auf die Sozialdemokraten zugehen müssen. Der Gedanke einer Volksbefragung war ihm im Herbst 1934 von Beratern sogar zugespielt worden. Er schob ihn offenbar schnell wieder von sich weg; auch später bremste er demokratiefreudige Mitarbeiter[2]. Das mag damit zusammenhängen, dass er, starr bleibend, sein politisches Sehvermögen überschätzte, dass er sich selten für andere ganz öffnen konnte und in seinen Kreisen sich wunderlich abschnürte und z. B. Hildebrand niemals zu einem wirklichen Gespräch empfing; es gab nur die Minutenkontakte.

Ich kann hier kein Bild dieses Kanzlers geben; die Persönlichkeit war kompliziert: auf der einen Seite war er frei von Selbstschonung, ein tapferer und kultivierter Staatsmann, auf der anderen Seite war ihm, wie gesagt, nicht allzu viel an praktisch-politischer Begabung, auch an Kontaktbegabung in die Wiege gelegt worden.

Ein Fazit

Ich verstehe ja, dass Schulbücher kühn vereinfachen müssen, aber ich möchte die österreichischen Schulmeister doch lieber von ihrem kühnen «Wurf» abbringen, mit dem sie die Jahre 1933 bis 1938 insgesamt in einen Sack werfen, noch dazu einen schwärzlich-braun gefärbten, auf den man schlagen kann.

Man sollte europäischer denken. Es war doch so: Europa empfing von Österreich eine Wohltat. Das kleine Land bremste den grossen Vernichter; ohne diesen Hemmschuh wäre alles viel schneller gekommen: Hitler wäre schneller zu all seinen Erfolgen, ja er wäre zu seinem Krieg in einem Zeitpunkt gekommen, als ihm die Welt noch besonders peinlich ungerüstet gegenübergestanden hätte. Er hätte jedenfalls einen psychologischen Vorteil gehabt. Erst die schauerliche Behandlung Österreichs 1933/1934, gipfelnd im Kanzlermord, weckte draussen in der Welt die ersten begründbaren Ahnungen, die erste Erkenntnis einer Weltgefahr[3].

Ich weiss, es gibt noch viele Faktoren. Da ist zum Beispiel der nicht unentgeltliche Beistand von seiten Mussolinis. Nun, dieser Beistand — er währte übrigens nur zwei bis drei Jahre — setzte erst gegen Ende 1933 ein; so gehört er nicht mehr zu meinem Thema, das sich auf das Jahr 1933 und auf das Demokratieproblem bezieht. Ich glaube nämlich: Dieses Jahr 1933 verdient mehr Beachtung, das Jahr, in dem der — sogenannte «autoritäre» — Kanzler Dollfuss seinen Weg begann, und ihm niemand auf der ganzen Welt gegen die Weltgefahr geholfen hat.

Heute sollten wir dazu helfen, dass dieser Augenblick nicht vergessen werde.

[1] Die Österreich-Kapitel daraus werden samt verwandten Zeugnissen in der Reihe der «Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte» Ende 1989 erscheinen. Mitherausgeber wird Rudolf Ebneth sein, dem wir bereits ein auf diesem Feld grundlegendes Werk verdanken (für das er allerdings Hildebrands «Erinnerungen» noch nicht einsehen konnte): «Die österreichische Wochenschrift Der christliche Ständestaat. Deutsche Emigration in Österreich 1933 bis 1938», Mainz 1976. Ich benütze die Gelgenheit, um eine gewissermassen entlegen erschienene Abhandlung aus neuester Zeit zu nennen, in der Dollfuss' Kanzlerschaft bemerkenswert kenntnisreich gezeichnet wird, obwohl sie dort nur in einer Spiegelung erscheint; es ist allerdings der Spiegel des Karl Kraus. Dabei wird nicht verschwiegen, dass auch dieser scharfe Spiegel am Rande kleine Verzerrungen enthält; übrigens wird nebenher auch S. Freuds vernünftige politische Haltung genau gekennzeichnet. Es ist

die Abhandlung: «Einige Überlegungen zu politischen Positionen von Karl Kraus» von Dieter A. Binder, erschienen in Literatur und Kritik 211/212 (1987).

[2] Die natürliche Ausgestaltung oder Fortentwicklung der neuen Verfassung, dieser «Ständedemokratie», wie sie Dollfuss nannte, — das war nicht Schuschniggs Sache. Hildebrand schreibt in seinen «Erinnerungen», als er diese Jahre überblickt: «Die neue österreichische Verfassung schien mir — nachdem Dollfuss nicht mehr lebte — keine Zukunft zu haben. Sie war ihrer Seele beraubt und die Ausgestaltung, die ihr Dollfuss sicher noch mit der Zeit gegeben hätte, kam nicht mehr in Frage. In der Hand von Schuschnigg wurde sie etwas Formales und Leeres.» Dass Schuschnigg, Jahre später, manches klarer sah, gehört nicht mehr zu meinem Thema. Allerdings hat gerade zum Jahr 1933 der «späte Schuschnigg», rückblikkend sich so bemerkenswert geäussert, dass ich es zitieren will. Es heisst da in seinen Briefen an Ernst Karl Winter 1947—1950 (siehe K. H. Heinz: E. K. Winter, Wien 1984):

«Was nun Deine Meinung zur verhängnisvollen Schuld des ‹Ein-Mann-Regimes› betrifft, gebe ich Dir ohne weiteres zu, dass ein solches an sich immer und überall schlecht und niemals eine perfekte Lösung ist. Es kann aber, wie die Geschichte immer wieder zeigt, eine vorübergehende faute de mieux-Lösung sein, sofern es von vornherein zeitlich und sachlich beschränkt bleibt . . . Nicht beistimmen kann ich Dir in der These, dass bei einem anderen System es nicht oder anders zum März 1938 gekommen wäre. Die parlamentarische Demokratie hätte Hitlers Pläne nicht im mindesten gestört, vielmehr nur erwünschte Anhaltspunkte für einen Angriff gegeben. Das ist schliesslich keine vage Vermutung, sondern ein durch die späteren und vorangegangenen Ereignisse bewiesenes Faktum.»

«. . . in Österreich werden immer Leute davon leben, dass sie das Heilen von unseligen und bösen Wunden mit allen Mitteln verhindern. Die Zukunft wird längst verloren sein, wenn die Frage nach der Schuld für die Vergangenheit immer noch diskutiert wird.» (In neuester Zeit ist die «autoritär» — keineswegs diktatorisch — gemeinte Staatslenkung durch Schuschnigg in einer ausgreifenden verfassungshistorischen Perspektive skizziert worden von Thomas Chaimowicz in: Freiheit und Gleichgewicht im Denken Montesquieus und Burkes, Wien 1985, S. 139 ff.)

[3] Einer brieflichen Mitteilung des Münchner Kollegen Gottfried-Karl Kindermann, dem Autor von «Hitlers Niederlagen in Österreich» von 1984, verdanke ich den Hinweis auf den Kommentar der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 26. Juli 1934 (Abendausgabe), das war am Tag nach der Ermordung des Kanzlers Dollfuss. Eine kleine philologische Vorbemerkung: Das Wort «Anarchie» hatte eine schärfere, eine stärkere moralische Bedeutung als heute, zumal wohl in der Schweizer Presse damals. Mit geringfügigen Kürzungen lautet der Kommentar:

«. . . Der nationalsozialistische Terror, der von deutschem Boden aus und von der herrschenden Partei Deutschlands geschürt, gefördert und befohlen wurde und die Grundlagen des österreichischen Volkes unterwühlte, ist als Vorläufer einer die Gemeinschaft aller Staaten bedrohenden Anarchie enthüllt. Das Umsichgreifen dieser Anarchie würde den Frieden und jede soziale Ordnung in Europa in Frage stellen. An der österreichischen Tragödie ist das der Welt zum Bewusstsein gekommen, und diese Erkenntnis ist von grösster Tragweite . . . Wie sich das Regime nach dem Tode des Bundeskanzlers gestalten wird und ob es sein Versprechen, das Vermächtnis Dollfuss' zu wahren und sein Werk fortzusetzen, in innerer Geschlossenheit erfüllen kann, wird die Zukunft zeigen. Wenn die Einmischung des deutschen Nationalsozialismus aufhört, ist die Aufgabe zu lösen. Dollfuss war kein Tyrann und kein machtgieriger Autokrat; er war ein Staatsmann, der seine Idee, die Unabhängigkeit Österreichs, mit den harten Mitteln verteidigen musste, die ihm ein brutaler Gegner selbst diktierte.» Ein Jahr später veröffentlichte, es sei gestattet, dies anzufügen, Karl Kraus (in «Die Fackel» Nr. 912—915, Ende August 1935, S. 71) eine sehr ähnliche Kennzeichnung des Ermordeten. Er nannte ihn — mit bewundernswerter Prägnanz des Ausdrucks — «Glaubensheld künftiger Freiheit».